

Laudatio Isabel Fargo Cole Literaturpreis der A und A Kulturstiftung, Berlin, 12. April 2023

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrte Vertreterinnen und Vertreter der A und A Kulturstiftung, liebe Literaturfreunde, liebe Isabel Fargo Cole,

1929 kam ein 25jähriger Schriftsteller aus England nach Berlin. Zwar verließ er nach einigen Jahren die Stadt wieder, zehn Jahre später ging er in die Vereinigten Staaten, aber vielleicht ist es ganz nützlich, mit seiner Hilfe die Phantasie etwas zu anzuregen, für ein kleines, natürlich komplett unseriöses literarisches Was-wäre-wenn-Spiel. Denn damit kann man womöglich dem absolut Besonderen, ja dem Einzigartigen im Werk von Isabel Fargo Cole auf die Spur kommen. Was wäre also gewesen, wenn Christopher Isherwood, denn eben diesen weltberühmten Schriftsteller meine ich und die Autorin möge mir bitte verzeihen, wenn ich ausgerechnet hier und heute diesen arg klischeebeladenen angelsächsischen Autor mit legendärem Berlin-Bezug aufrufe – was also wäre geschehen, wenn dieser Christopher Isherwood in Berlin sich nicht etwa in den Rausch der Goldenen Zwanziger gestürzt hätte, sondern plötzlich so richtig in die deutsche Welt vor 1900 eingestiegen wäre? Sich tagein, tagaus mit der deutschen Vergangenheit beschäftigt hätte? Und deswegen einen Roman über das untergegangene Kaiserreich geschrieben hätte, in dem die Einigungskriege von 1866 und 1871 nachhallen, er mit traumatisierten Fontane-Figuren durch die schöne Natur, Wälder und Landschaft streift, sich als Autor tief verstrickt in die deutsche Geschichte – und er dann auch noch ganz bald so perfekt deutsch gekonnt hätte, dass er noch viel zu wenig bekannte deutsche Autoren ins Englische übersetzt? Und überhaupt: Isherwood hätte das alles auch noch komplett auf Deutsch geschrieben?

Diese Vorstellung ist natürlich ein ziemlich verrücktes Hirngespinnst, all das passierte natürlich nicht. Und das liegt nicht nur an den bloß vier Jahren, die Isherwood bleiben konnte, bevor er Nazideutschland verließ. Isabel Fargo Cole, fast ein Jahrhundert später, lebt nun bald 30 Jahre in Berlin; sie war übrigens noch etwas jünger als Isherwood, als sie nach Berlin kam. Diese Schriftstellerin jedenfalls hat seither genau so etwas wie in dieser Phantasie von eben ganz real getan, über viele Jahre, zum Beispiel einen Roman über eine

untergegangene deutsche Welt geschrieben. Es war ihr Debütroman, „Die grüne Grenze“, erschienen 2017, hochgelobt und sogar nominiert für den Preis der Leipziger Buchmesse. Fast 500 Seiten auf Deutsch, eine Geschichte aus der DDR seit den frühen siebziger Jahren, mit ihren beschädigten, seit dem Weltkrieg traumatisierten Figuren, an der Grenze zwischen Ost und West, eine Geschichte, die sich durch mehrere Zeitschichten noch weiter zurück hindurchfräst – und das alles in einer zentralen, mythenbeladenen symbolischen deutschen Landschaft, dem Harz.

In einem Vorspann des Romans formuliert die Autorin so etwas wie ihre eigene Poetologie für das Buch, kurz und knapp, Zitat: „Ich selbst bleibe oben, mein Blick taucht.“ Darin schwingt die Distanz einer intensiven Beobachterin mit, die um der erzählerischen Genauigkeit willen eben nicht selber eintaucht, vielleicht auch nicht eintauchen kann (wobei das noch die Frage wäre) – die aber eben so nahe wie irgendmöglich herankommt. „Ich selbst bleibe oben, mein Blick taucht.“ Mit ähnlich visueller Metaphorik hatte übrigens auch Isherwood seine gänzlich andere Art des Schreibens begründet. Im legendären „Bye, bye, Berlin“ über seine persönliche Berlin-Erfahrung um 1930 formuliert er, ganz aus dem Geist der neuen Sachlichkeit, Zitat: „Ich bin eine Kamera mit weit geöffneter Blende, passiv aufzeichnend, nicht denkend.“ Für solch eine scheinbar passive Haltung allerdings ist die Autorin Cole heute zu reflektiert. Schreiben ist nun mal etwas Aktives, da wird gedacht, von woher auch immer, zumindest taucht da der Blick.

Vielleicht beschreibt man diese Schriftstellerin also am besten als eine Art Ethnologin, die sich in denkbar größter Intensität dem eigentlich Fremden annähert. Mit einer unbändigen Neugier will sie erkunden, sie will es genauer wissen, die Fakten, die Sprache, die Geschichte, die Seelen und die Schicksale mit ihrem tauchenden Blick erkennen. Ihr jüngstes Buch ist dafür natürlich das perfekte Beispiel, das im vergangenen Herbst erschienene literarische Sachbuch „Die Goldküste. Eine Irrfahrt“, doch dazu später mehr. Denn auch ihr zweiter Roman „Das Gift der Biene“ von 2019 ist die erzählerische Verarbeitung so einer ethnologischen Erkundung, ein ganz besonderer unter all den zahllosen Berlin-Romanen. Die amerikanische Erzählerin Christina kommt in den neunziger Jahren nach Berlin, genauer: in den Ostteil der Stadt, in den sie eintaucht, fasziniert vom Nachhall der Geschichte dort und wiederum den schillernden Figuren, die in der DDR aufgewachsen sind und gelebt haben,

von der Ostberliner Szene. Ein Panorama der Stadt nach 1989, ihr wildes Grau, die omnipräsenten Hinterhöfe, Keller und Einschusslöcher, wiederum werden diverse Zeitschichten sichtbar. Eine persönliche, durchaus auch witzige Erinnerungsarbeit, und dabei ist die Autorin, trotz aller seltsamen, fragilen Freiheiten einer Zwischenzeit, nach dem Ende einer Epoche, ist die Autorin immer auf der Hut vor der Nostalgie. Und alle, die diese Zeit miterlebt haben, erkennen genau, wovon diese Amerikanerin schreibt. Zitat: „Reiche Leute, sagte ich, habe ich in Berlin nur einmal zu sehen bekommen, und zwar auf Metas Vernissage.“ Zitat Ende. Das hat sich vielleicht im Jahr 2023 etwas verändert, aber im Vergleich zu New York stimmt es ganz sicher immer noch.

Erstaunlicherweise ist es also nicht ihre Herkunft, ihre Heimat, die Isabel Fargo Cole zu ihrem Thema macht. Das ist für literarische Sprachwechsler heute eher untypisch. Denn die Herkunft, die frühen Erfahrungen liefern ja meistens ziemlich lange den künstlerischen Stoff, der verarbeitet wird, auch in den neuen Welten, an den neuen Orten, in die man gezogen ist. Bei Isabel Fargo Cole ist das völlig anders: Ihre Neugier trieb sie sofort zum Ost-Stoff und von dort in die Sprache. Sie hat einmal erzählt, wie merkwürdig es dann gewesen sei, auf Englisch über die DDR zu schreiben, sie hat es daher lieber schnell bleiben lassen. 2004 war dann ihr erster deutscher Prosatext „einfach da“, wie sie es beschreibt. Wie ist das so glänzend gelungen?

Dazu gehörte der Deutschunterricht in New York in den achtziger Jahren, wo sie aufwuchs, dazu einige Austauschmonate in Bielefeld 1987. 1995 dann zog sie über den Atlantik nach Berlin, wo sie Deutsche Literatur und Russisch an der Humboldt-Universität studierte. „Ich gehe nach Berlin und komme nie wieder“ so lautete ihr fester Vorsatz – diese andersartige Welt voller Geschichte zog sie unwiderstehlich an. Ich zitiere sie: „Geschichte ist das, was Berlin zu bieten hatte, Verwerfungen und Katastrophen: Für mich war das faszinierend.“ Heute, da in der Stadt an jeder Ecke englisch gesprochen wird, ist es kaum mehr vorstellbar, aber damals in den neunziger Jahren war das die Realität: Es gab damals einfach keine englischsprachigen Communities in Berlin. Die Studentin aus Amerika bewegte sich in einem komplett deutschsprachigen Umfeld. Das half ihrer Sprache, die sie heute in eine virtuose, fein nuancierte Prosa verwandelt. Irgendwann wurde sie zur Übersetzerin, die so bedeutende Autoren aus der DDR wie Wolfgang Hilbig und Franz Fühmann erstmals

einem englischsprachigen Publikum vermittelt. Zitat: „Ich war lange im Schwarzen Loch DDR verschwunden.“

Alles in allem handelt es sich also bei dieser Schriftstellerin um einen besonders schweren Fall von „Ostsucht“: So hat es der westdeutsche Schriftsteller Hans Pleschinski schon 1993 genannt, um diese spezielle Anziehungskraft des magischen Ostens auf sensible Westmenschen zu beschreiben. Und der (West)-Soziologe Heinz Bude hat dieses Phänomen ebenfalls schon vor fast 30 Jahren kühl und ohne Wertung zu erklären versucht, eine Art Faszination als reale Antithese zum kommerzialisierten Westen, Zitat: „Der Osten wird zum geheimen Wunschbild einer kulturellen Heimat“ – und weiter Zitat: „Da waren noch Geschichten möglich, die man sich im großen Konsumverein nicht vorstellen konnte.“ Die jenseits des Atlantiks im New Yorker Stadtteil Brooklyn aufgewachsene Isabel Fargo Cole hat eben solche Geschichten aufgespürt, ohne dabei jemals der gefährlichen Krankheit Ostalgie zu verfallen, die so vielen leider so stark den Blick vernebelt. Ihr tauchender Blick bleibt immer sezierend klar. Viele Ostdeutsche könnten von dieser Amerikanerin in dieser Hinsicht einiges lernen.

Mindestens genauso interessant wird daher dieser von jeher ja universelle Blick, wenn er in andere Weltgegenden taucht, die Autorin also herausfindet aus dem Schwarzen Loch DDR. Im vergangenen Herbst war das Alaska, worüber sie ein faszinierendes Buch geschrieben hat: „Die Goldküste. Eine Irrfahrt“. Es wäre vergeblich, die vielen Facetten und Dimensionen dieses Buches auf einen Nenner zu bringen, sie müssen es wirklich selber lesen, es gibt in seiner Mischung kaum etwas Vergleichbares. Es ist Reisebericht, Memoir, Länder- und Naturkunde, Geschichtsschreibung, Familien- und Wissenschaftsgeschichte, eine ganz subjektive Ethnologie Amerikas, eine eigenwillige Expedition im Gefolge der großen Entdeckungsfahrten – und das klingt jetzt alles viel zu trocken für dieses stilistisch funkelnde Werk, das auch noch die Pandemie und den russischen Krieg gegen die Ukraine widerspiegelt. Isabel Fargo Cole spürt auf ihrer dreiwöchigen Reise in den Norden einem Familienmythos nach und ihrem Urgroßvater, der im Jahr 1900 dem Goldrausch nach Alaska gefolgt ist – hat er dort womöglich beim Schürfen doch den großen Schatz gefunden? Es ist eine ausdauernde Suche, eine Rückkehr zu den verworrenen eigenen Wurzeln und zugleich ist es eine Annäherung an Amerika und dessen Geschichte, ein Land, das der

Berlinerin Cole eigentlich heute fremd geworden sei, wie sie selber sagt. Sie findet dabei ein großartiges Sinnbild für dieses Land: Jene seltsame amerikanische Paradoxie, immer seinen Claim abzustecken und zugleich, damit nie zufrieden, ständig zu neuen Abenteuern aufzubrechen.

Aber wohin wird dieses so besondere Schreiben dieser so besonderen Autorin wohl noch führen? Nach der literarischen Tiefenbohrung in die ostdeutsche Vergangenheit wie in „Die grüne Grenze“, nach der literarischen Ethnologie der Ostberliner Szene vor der Jahrtausendwende wie in „Das Gift der Biene“, nach einem literarischen Selbsterkundungstrip, bei dem zugleich die gesamten Vereinigten Staaten auf die Analyse-couch gelegt werden, so wie in „Die Goldküste“ – was könnte nach alledem im Werk von Isabel Fargo Cole noch folgen? Eine müßige Frage, sicherlich, weil nicht vorhersehbar – denn diese Schriftstellerin wird uns natürlich weiterhin überraschen, wie bisher auch. Aber es gäbe da einen gewissen Berliner Autor, bei dem ich mir heute abend einmal ausmalen möchte, wie Isabel Fargo Cole ihn neu erfindet – und sie möge mir bitte auch dieses vielleicht etwas dreiste Ansinnen eines Laudators verzeihen. Walter Benjamin, um diesen Berliner Autor handelt es sich nämlich, hat es auf seiner Flucht vor den Nazis 1940 tragsicherweise nicht mehr nach Amerika geschafft. Eines seiner bekanntesten Werke ist bis heute ein kleines Buch der Erinnerung, „Berliner Kindheit um 1900“, lauter Szenen und Erlebnisse, Splitter und Überreste aus einer Welt, die schon ferne Vergangenheit war, als er sie in den dreißiger Jahren notierte.

Was gäbe man nun darum, etwas ähnliches von Isabel Fargo Cole zu lesen, von dieser Meisterin im Erschürfen von Verschüttetem, Verborgenen, Vergessenen, dieser Meisterin jener Schürftechniken, die sie ja auch in ihrer DNA hat, wie wir aus dem Alaska-Buch gelernt haben. Was gäbe man also darum, dass ihr Blick nach Brooklyn taucht und man von ihr irgendwann einmal eine „Brooklyner Kindheit um 1980“ lesen kann! Bis es soweit ist, freuen wir uns aber auch auf alle anderen Bücher von ihr: Herzlichen Glückwünsch zum Literaturpreis der A und A Kulturstiftung, liebe Isabel!